

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 14

Artikel: s'Nanny
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637128>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Büetigen; meist lagen die betreffenden Objekte in den mächtigen Schottern, die wegen ihrer Lagerung unter Würm-Moränen der Kältezeit zugeschrieben werden. Solche Schotterbildungen finden sich ferner bei Rapperswil, wo sie seinerzeit Reste von Nashorn, Mammut und Wildpferd geliefert haben. Ferner kamen in den jüngeren Moränen von Schönbühl und Münchenbuchsee Geweihtüde von Rentieren zum Vorschein; bei Schüpfen und Grafenried fand man Murmeltiere. (Schluß folgt.)

Wettstreit des Kuckucks mit der Nachtigall.

Einstmals in einem tiefen Tal
Der Ruckuck und die Nachtigall
Täten ein Wett anschlagen,
Zu singen um das Meisterstück;
„Gewinn es Kunst, gewinn es Glück,
Dank soll er davon tragen.“

Der Ruckuck sprach: So dir's gefällt,
Ich hab' zur Sach ein Richter wählt,
Und tät den Esel nennen;
Denn weil er hat zwei Ohren groß,
So kann er hören desto baß
Und was recht ist, erkennen.

Sie flogen vor den Richter bald.
Wie ihm die Sache ward erzählt,
Schuf er, sie sollten singen.
Die Nachtigall sang lieblich aus,
Der Esel sprach: Du machst mir's kraus,
Ich kann's in Kopf nicht bringen.

Der Ruckuck drauf anfang geschwind:
Ruckuck! sein Sang durch Terz, Quart, Quint
Und tät die Noten brechen;
Er lacht auch drein nach seiner Art,
Dem Esel gefiel's; er sagt nur: Wart,
Ein Urteil will ich sprechen.

Wohl jungen hast du, Nachtigall,
Aber Ruckuck, du singst gut Choral,
Und hältst den Takt fein innen;
Das sprech ich nach mein hohem Verstand,
Und kostet's gleich ein ganzes Land,
So laß ich dich's gewinnen.

(Volksmund.)

s' Nanny.

Nidwaldener-Skizze von Isabelle Kaiser †.

Ja, s' Nanny! s' Soppe-Nanny! wie man sie hierzulande nannte. In welchem Himmelsbezirk mag sie weilen, nachdem sie so widerwillig ihr irdisches Paradies, die Hälfte der zerfallenen Hütte verlassen mußte, als der Tod winkte?

Wir haben s' Nanny jahrzehntelang nur uralt gekannt und doch soll sie jung sehr hübsch und tanzlustig gewesen sein. Nur ein Hauch all dieser Eigenschaften schwebte noch hie und da über den pergamentenen Zügen, huschte als Einfaltsblick durch die Augen, wo der Kobold eines irren Geistes mitunter aufspukte und das Gesicht in Dämmerung hüllte. Ebbe und Flut des Leides waren wohl über sie geronnen und das Leben hatte sie so scharf angefaßt und so hart geschüttelt, daß ihre Sinne davon etwas zerrüttet blieben. Oder lag es an dem immer halbgeleerten Gütterli im Gänterli, wenn eine stumme Tragik aus diesem altjüngferlichen Sonderling aufstieg? Sie war innerlich verblutet im Lauf eines jener Schicksale, die ungelesen die schwersten sind.

Doch lauerte etwas von häuerischer Schlaueit in den höhnisch aufgeschürzten Lippen, die zum Selbstspott bettelten: „Grad no zwo Rappe han i . . . , i Gotts liebe Name, bitti um es bihli Fett . . .“

Wer gibt nicht „in Gotts liebe Name“, und auf diese Zuversicht baute s' Nanny ihr tägliches Leben auf und schlummerte allabendlich im warmen Schoß der Barmherzigkeit selig wieder ein.

War sie auch unter den Aermsten, die sich von den Brosamen nähren, die vom Tisch des Reichen fallen, so zählte man sie doch zu denen, die da selig gepriesen werden, weil sie geistig arm sind und das Himmelreich ihnen verheißen ist. Sie wußte in heiliger Einfalt, daß die Lilien des Feldes nicht spinnen und nicht weben und doch strahlender dastehen als Salomon in seiner Pracht . . . und darum wollte sie weder weben noch spinnen, sondern harrete gläubig des täglichen Mannas dessen, der den Sperling auf dem Dach nicht vergißt. Und der Herr sorgte für sie!

Sie war unferre nächste Nachbarin, jahrelang, ohne daß wir je das Rätsel dieses seltsamen Wesens zu entwirren vermocht hätten. Sie war anscheinend eine spröde alte Jungfrau, lebte mit einem aus französischen Diensten heimgekehrten Bruder, der wie ein kalabresischer Räuber ausah, und sie teilte mit ihm alles was sie hatte: das einzige Strohlager, die halbe Hütte und . . . „das Gütterli im Gänterli“. —

Wer gut zu den Beiden war, vernahm den frommen Spruch: „Ich will de für Sie hätte“ . . . Den Hartherzigen gegenüber aber fluchten sie gegenseitig auf die Menschheit und flüchteten zum heimlichen Trost. —

„Warum hend Sie nit g'hürotet, Nanny?“ frugen wir einst. — „Gott's Name. De wo i ha welle, hätt mi nit welle, und de wo mi het welle, han i nit welle! Me weiß doch nie, wo der Wille Gottes umehöset.“

s' schönst Maidli wit und breit bin i gsi, aber i han halt alles an d'Hoffert g'hänt.“ Und die welke Hand, die der Eitelkeit gekrönt hatte, breitete das schmutzstrotzende zerflachte Gewand wie einen Fächer aus. Um solche Fächer hatte sie ihre Glückseligkeit geopfert. Was lag alles hinter diesem Verfall eines einst berückenden Mädchens, das sich gerne im Tanze schwang und dem es nie an lustigen Partnern gefehlt hatte? Die stille jungfräuliche Würde, die manchem alten Mädchen eigen ist und die gleichsam für seinen reinen Lebenswandel bürgt, ging der Nanny vollkommen ab. Und doch lag in ihren verwiterten Zügen auch nichts von der weiblichen oder mütterlichen Fürsorge, die oft arme „Mütter ohne Ringe“ adelt und verklärt. Etwas Zwitterhaftes haftete dieser geheimnisvollen Gestalt an, das menschliche Neugierde noch mehr als menschliches Interesse erweckt. Aber wir liebten sie: denn wir werden immer Arme unter uns haben.

Die Gemeinde hätte s' Nanny im Armenhaus versorgt, wo das tägliche Brot ihr gesichert war, aber die Freiheit und „das Gütterli im Gänterli“ schufen ihre armselige Hütte zur glückseligen Stätte um, wo kein König und kein Kaiser ihr ins Handwerk pfeuschen durfte. Das war Goldes wert. Und die Rebe des Herrn, die an ihrer Mauer rankte, bildete ihr einziges Kapital, das jährlich zur herbstlichen Zeit Zinsen abwarf in Form von grasgrünen Trauben, die sie mir, kunstvoll auf einem alten Teller aufgebaut, wie Gold und Myrrhe entgegenbrachte — „um es paar Fränkli!“

Und die Trauben waren dennoch süß, weil Gott im Strahl, der sie zur Reife brachte, täglich zur alten Nanny durchs Spalier hindurchhuschte.

Was sie von guten Seelen an alten Kleidern und warmen Tüchern erhielt, verschwand sofort in der einzigen Truhe der Stube und kam selten mehr zum Vorschein. Nur zum sonntäglichen Gang wurde der fettsteife, farb- und formlose Rock mit einem bessern „Tschankerli“ vertauscht. Nur für ihren Herrgott schmückte sich noch diese Seele.

Ebenso äußerlich war die Reinhaltung ihrer einzigen Stube. „Suißer, gelt?“, sagte sie stolz und wies jeden Samstag auf den schwarzen Holzboden, wo der Besen das Allergrößte weggekehrt und der Trichter in kunstvollen Windungen Wasser ringelweise über die Bretter gesprengt hatte; darunter starzte der Boden schmutzdurchtränkt ... aber der Schein blieb gewahrt! —

Armes Nanny Dort oben wird sie es „suißer“ haben. — Als der Bruder nach einem langen fluchenden Dasein das Zeitliche segnete, ging das Nanny für ihn fromm zu allen Gedächtnisfeiern, haspelte pflichtschuldig manche Rosenkränze herunter und teilte fortan mit niemanden mehr Strohlager und Gütterli.

Wie es kam, daß wir unwillkürlich tiefer in dieses Frauenschicksal eindringen? Sie hatte mit alten Tapetenresten ihre Stube nach Kräften schlecht und recht frisch tapeziert: die Wände sahen wie der Boden einer Sonntagshose mit eingestekten Lappen aus. Da gewahrten wir auf der Kommode, wo alte Daguerreotypen in Zweibahnenrahmen aufgestellt waren, das moderne photographische Bild eines behäbigen Bürgers, halb Städter, halb Bauer; ein besserer Arbeiter im Sonntagsstaat. —

„Wer ist der schöne Herr?“ fragten wir. Nie vergesse ich das heimliche Aufleuchten und den verkappten Stolz im trostigen knappen Geständnis: „Das ist mi Buob!“ und eine Weile nachher, wie entschuldigend: „Gott's Name Ich bin nit die Erscht“ und da kam es nach und nach brockenweise heraus, die alte, ewig neue Geschichte der Vergangenheit, die, wenn sie just passierte, das Herz entzweibricht. Der Kirmestanz der flotte Aeppler, dem das Herz unterm Nieder entgegenliegt „Rei Hübscher isch es gli aber ä Gmögiger einewäg“, gestand sie verschämt lächelnd. — Das heimliche „3' Licht gehen“, wenn es auf den Dachschindeln so hübsch „tölelet“ — die Folgen der gegenseitigen Leidenschaft, das feige Leugnen des Mannes das Verlassensein in der schwersten Stunde. —

Der Glodenton der Liebe, der einmal in jedes Menschenleben tönt, den einen zum Heil, hatte dem armen Nanny zum Verderben geklungen. Sie nahm den Kampf ums Leben auf, ganz allein, wo zwei die Schande in Glück gewandelt hätten und Nannys Mut hatte sich bewährt; sie hatte kraft ihrer Liebe ihren Buob zum nützlichen Menschen erzogen. Was das alles an ungeahnter Aufopferung, an schaffenden Tagen und durchwachten Nächten bedeutet, wissen alle Mütter. Wir konnten es nur ahnen und das wunderliche, verpöhlte Nanny wuchs sichtlich zur verkommenen Heldin des Alltags vor unsern geistigen Augen auf. Wenn auch eine ergreifende „Mädchenklage“ aus diesem geopfertem Schicksal aufstieg, so klang sie doch: „Ich habe gelebt und geliebt“.

Ihr „Buob“ wuchs zu einem vollwertigen Glied der Gesellschaft heran, dieweil sie selber mit den Jahren des Alters durch Not und Verlassensein immer mehr zur erbarmungswürdigen Kreatur hinabsank. Ihr „Buob“ war ein Jünger der modernen Wissenschaft: der Elektrizität.

Sie erklärte sich hochbeglückt durch die „paar Fränkli“, die er ihr zeitweise sandte, hatte er doch eine eigene Familie zu ernähren, die ihm näher stand als die burschikose Mutter, die ihr Leben im Schatten weiterfristete und auch ohne ihn fertig wurde, wie sie mit sich selbst fertig ward zur Schicksalsstunde! —

Jetzt war es friedliche Dämmerungszeit geworden und von den leidenschaftlichen Tagen war nichts geblieben als der Drang nach trübfener Vergessenheit, den die Gläser stillen sollte. Da kam die Krankheit als stiller Mahner der Ewigkeit; sie fiel von einer Leiter, klagte über „trurige Schmerze“, glaubte, es sei ihr innerlich alles „3' Hude und 3' Feze verriße“! — Wenn man nur nicht „roperieren muß“. Der Arzt sprach „meine von Dämpfe“ und hatte etwas von „Töpfeln“ fallen lassen. „3' Gotts liebe Name!“ Sie ließ nichts von all dem geschehen. Man soll doch lieber

selber „doktorieren“, meinte sie altflug und wies mit glaubenheißender Gebärde auf eine halb zerbrockelte Schüssel, mit einer unennbar schmutzigen Brühe gefüllt: „Für solche Wunden ist Chäslchrut s' best“.

Trotz dem allheilenden „Chäslchrut“ mußte sie doch nach verzweifelterm Widerstand, als der Brand sich schon der armen wegmüden Beine bemächtigte, ins Bezirksspital überführt werden. Das war schon die „Fremde“ für sie und sie wollte sich nicht von „fremden Fökeln umescherrle lassen“.

Nach ein paar Wochen brannte s' Nanny ihren frommen Pflegerinnen durch, kehrte in ihr langes Reich zum „Chäslchrut“ zurück und rühmte das Landespital als ein „wahres Paradies“, seit sie ihm entronnen war. Ost oder West daheim s' best! —

Sie starb dennoch im Spital Ihr Tod soll ein Einschlummern „in Gotts liebe Name!“ gewesen sein. Der Abendwind raunte mir die Kunde zu „s' Nanny tot! 3' Gotts Name sie is nit die Erscht!“ — Dann vernahm ich den Galopp eines Pferdes auf der Landstraße; ein schlachter Wagen raste vorüber; darauf unter einem dunklen Schutuch

Nie habe ich einen Toten mit einem solchen Ungestüm die Heimreise antreten sehen wie unsere „Nanny“. Die Hast der Heimwärtsstrebenden hatte sich auch auf das trahende Tier übertragen; es jagte staltzu mit hellem Wiehern. „s' Nanny chunnt hei“, hieß es im Dorf. Erst wie sie die Glieder in der heimischen Scholle austrecken durfte, kam die große, ewige Ruhe über sie. —

Ob ihr „Buob“ hinter dem Sarg der toten Mutter das letzte Geleite gab, habe ich nie erfahren, aber ich will es für die Ehre des menschlichen Geschlechtes hoffen.

Auf ihrem Grabe steht ein schneeweißer Marmorstein „Jungfrau Anna Maria“, umblüht von den dunklen Benjes ihres Buob. Aber der Föhn, der als Eisbrecher die Brust der Gletscher zu sprengen weiß, hat vom Rain, wo ihre Hütte steht, Samen hergeweht und „Chäslchrut“ gedeiht in wildem Jubel, den Kindern zum Ergötzen, in Nannys letztem Gärtlein „Chäslchrut s' best!“

Sind Sie normal?

Stellen Sie jemandem diese Frage, und man wird Sie erstaunt und mißbilligend betrachten, ein „Impertinent“ murmeln und Ihnen die andere Seite zugehren, oder Ihnen zur Antwort geben: „Ja, ich bin es. Aber Sie scheinen es nicht zu sein, sonst würden Sie nicht eine so dumme Frage stellen.“

Nichts scheint leichter zu sein, als festzustellen, wer normal sei. Nichts ist aber schwerer. Was und wer ist denn normal? „Alle Befunde, die besonders häufig oder wenigstens wesentlich häufiger als andere Befunde vorkommen“, sagt Rautmann. Darnach wären von der städtischen Jugend diejenigen normal, die Fußball spielen, die einen Radioapparat besitzen, die Detektivromane lesen, die Vorträge, Kino oder Theater besuchen. Und die andern, sind sie deshalb abnormal? Also sind die Grenzen zwischen normal und abnormal fließend. Man muß eine Norm ohne Norm suchen. „Schon auf Grund des Sprachempfindens soll man den Spielraum des Normalen gegen den Spielraum des Abnormalen nicht scharf abgrenzen, denn es befindet sich auch zwischen den beiden ein weiterer Spielraum, der die gegenüber der Norm erhöhten oder erniedrigten Werte enthält, die noch nicht als abnorm gelten können.“ Wir könnten vielleicht sagen, normal sei der Mensch, dessen seelische und geistige Funktionen sich harmonisch in die Gesamtheit seiner Persönlichkeit ein- und unterordnen. Aber mit welchem Wahnsinn müßte man den Menschen impfen, daß er das wäre? Welcher Mensch könnte von sich behaupten, diesen Zustand sein Eigen zu nennen? Vielleicht wäre dann gerade